

DIE SCHRECKEN DES "FRIEDENS" ...

Die Nachkriegskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

Band VII/05

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung im polnisch verwalteten Westpreußen

Verhältnisse im Internierungslager Potulice von November 1945 bis September 1947

Erlebnisbericht der Diakonisse K. E. aus Bromberg in Westpreußen (x002/607-609): >>Innerhalb zweier Jahre (von November 1945 bis September 1947) waren im Lager Potulice ca. 800 Kinder. Die Zahl der Säuglinge wechselte zwischen 30 bis 50. Die Säuglingsbaracke, welche gleichzeitig auch Entbindungsstation war, wurde schön hergerichtet. Das geschah aber nur aus dem Grund, daß alles einen guten Eindruck machte, wenn die Kommissionen durchkamen und diese dann in der Presse davon berichten konnten. Doch keiner fragte, wie viele Kinder in den schönen, weiß gestrichenen Betten verhungert und erfroren sind.

Wenn eine Kommission angesagt war, wurden die Baracken geheizt. Sobald die Herren aber hinter dem Tor waren, bekamen die Männer, die die Heizung bedienten, den Befehl, das Feuer ausgehen zu lassen. Als die Sterbezahl der Kinder zu hoch wurde, stellte man einen Ofen auf. Dieser konnte aber nur mit nassem Sägemehl geheizt werden. Daher rauchte er so fürchterlich, daß die Fenster geöffnet werden mußten.

Die Nahrung der Säuglinge bestand monatelang aus Wassersuppen. Ging man des Morgens um 4.00 Uhr an der Baracke vorbei, dann meinte man, das Blöken von Lämmern, aber keine Kinderstimmen zu hören. In kurzer Zeit sind von 50 Säuglingen nur 2 am Leben geblieben, weil die Mütter keine Gelegenheit hatten, ihnen zusätzlich etwas zu geben.

Eines Tages sah ein polnischer Herr durch die Baracke. Als er die Kinder sah, meinte er, die müßten Milch haben. Die Antwort des Chefarztes war: "Es genügt, wenn es auf dem Papier steht." Anderen Herren wurde erzählt, daß die Kinder Butter und Milch bekämen, welches gar nicht der Wahrheit entsprach.

Die Kinder von eineinhalb bis 10 Jahren befanden sich in einer Kinderbaracke. Diese durften bis Mai 1947 nur mittags etwas draußen sein. War der Chefarzt Dr. Cedrowski aber im Lager, wagte es kein Kind, herauszugehen. Den ganzen Tag hockten sie eingeschüchtert und verängstigt auf den Betten. Zu den grausamsten Tagen zählten auch die, wenn die Mütter mit ihren Kindern, soweit sich diese im Lager befanden, auf dem Platz antreten mußten, die Kinder ihnen fortgenommen wurden und sie nicht wußten, wo sie blieben. Weinten die Mütter, dann bekamen sie Kolbenstöße. Viele Mütter haben nie mehr etwas von ihren Kindern erfahren.

Im Jahre 1946 kamen viele Kinder in das Kinderheim nach Schwetz. Als dann später wieder ein Transport dorthin ging, konnte ich eine deutsche Frau, die als Schwester im Lager arbeitete, begleiten.

Als diese sich dort, im Auftrag einiger Mütter, nach deren Kinder erkundigte, wurde ihr gesagt: "Es sind Tausende von Kindern hierher gekommen, wir konnten sie listenmäßig nicht erfassen. Die meisten waren noch so klein, daß sie ihren Namen nicht wußten. Sehr viele sind gleich von polnischen Leuten abgeholt worden; wir wissen nicht, wo sie sind."

Als eine Anzahl von Müttern zum Transport ins Reich bestimmt war und diese ihre Kinder durch das Rote Kreuz suchen ließen, wurden einige Kinder zurückgeführt, welche schon einen polnischen Namen trugen. Darum braucht man sich nicht zu wundern, daß - man kann wohl sagen - Tausende nicht mehr ausfindig gemacht werden können. Auch hat man sie so stark in andere Kinderheime wie z.B. Bromberg, Schubin, Hohensalza, Tuchel, Konitz, Thorn und verschiedene andere gepreßt, daß ein großes Massensterben einsetzte. Eine Mutter hat von 5

Kindern nur noch eines zurückbekommen. Dieses ist aber kein Einzelfall.

Kinder im Alter von 8 Jahren mußten bei polnischen Bauern Pferde putzen, pflügen, eggen und alle anderen Landarbeiten verrichten. Ein Kind erzählte mir mit Tränen in den Augen, daß es zum Putzen des Pferdes einen Schemel benutzen mußte. Drehte sich das Pferd, dann fiel es in den Dung. Kam der Bauer, und das Mädchen war mit dem Putzen noch nicht fertig, so wurde es geschlagen.

Ein anderes Mädchen berichtete: "Ich kam zu einem polnischen Bauern. Das Ehepaar war kinderlos, und so wollte man mich ... annehmen (adoptieren). Ich wollte aber deutsch bleiben. Als ich darauf bestand, wurde ich viel geschlagen." Dieses Mädchen war 10 Jahre alt. - Schickte ihre Mutter Sachen, so wurden sie nicht ausgehändigt. ...

Auch war es nicht erlaubt, daß Geschwister miteinander sprachen. Eines Abends hatte ich dienstlich in einer Kinderbaracke zu tun. Ein Junge, 13 Jahre alt, war ins Lager gekommen und hörte, daß seine Schwester, 9 Jahre alt, in einer Baracke sei. Er kam an die Baracke, sie freuten sich des Wiedersehens nach fast 3 Jahren. Der Platzkommandant traf die beiden an. Der Junge bekam einen Schlag ins Genick, daß er zu Boden fiel. Hierauf bekam er Fußtritte, daß einem bei diesem Anblick fast das Herz brach. Von wie vielen Fällen könnte man berichten!

Grausam war die Behandlung deutscher Kinder in Polen. Es ist mir unverständlich, daß einige Herren, die keinen Einblick in die Grausamkeiten haben, die an Deutschen und auch an Kindern geschehen sind, behaupten, daß diese Tatsachen nicht der Wahrheit entsprechen. Augenzeugen stellt man als Lügner hin, weil manche deutsche Kinder jetzt gutgenährt aus Polen kommen. Es ist aber anscheinend nicht bekannt, daß alle zum Transport bestimmten Kinder vom Arzt untersucht werden müssen. Alle Personen, ob Erwachsene oder Kinder, die elend aussahen oder Aufsehen erregen würden, wurden jeweils sofort aus den Transportlisten gestrichen.

Als der Transport im September 1947 zusammengestellt wurde, war der Chefarzt verreist. Daher war die Auslese nicht so stark, und es kamen auch elend aussehende Kinder mit. In Breslau wurden 154 Waisenkinder zurückbehalten. Ich blieb bei den Kindern. Masern brachen aus, und die Kinder mußten ins Krankenhaus geschafft werden. Polnische Schwestern sagten in meiner Gegenwart: "Wie sollen wir nur diese Kinder anfassen, die zerbrechen uns in den Händen!" Es kamen diesen Schwestern sogar Tränen in die Augen.

Die Kinder gehen nur in Lumpen gehüllt. Ein Tag, bevor der Transport geht, müssen alle antreten, und dann bekommen sie Sachen. Bis dahin kümmert sich keiner um die Bekleidung. Im Gegenteil, als sie ins Lager kamen und einzelne noch über ein gutes Kleidungsstück verfügten, verschwand diese Kleidung. Jetzt, da die Polen sehen, daß sie nicht mehr alles verbergen können und auch die Kinder nicht alle zurückgehalten werden dürfen, bekommen sie gute Zuteilungen. Doch man kann die Schandtaten der 3 Jahre damit nicht zudecken.<<

Internierung und Zwangsarbeit im Kreis Lodz von Juli 1945 bis September 1946

Erlebnisbericht der Anna M. aus dem Kreis Lodz (x002/630-632): >>26. Juli 1945: Nachts wurde ich bei einer ... Razzia verhaftet. ...

Bei dieser Razzia wurden ungefähr 800 ... interniert, und zwar Volksdeutsche, Umsiedler-Deutsche und Reichsdeutsche. 3 Tage befanden wir uns im Untersuchungsgefängnis und warteten, um nach Sikawa abtransportiert zu werden. In diesem Gefängnis wurden wir der mitgebrachten besseren Kleidung, Schuhe, Wäsche sowie der ... Eßgeräte ... beraubt. ... Bei dieser Umkleidungsaktion wurden viele Frauen mit Knutenhieben mißhandelt.

Während meiner Anwesenheit im Lager "Sikawa", Lodz, vom 29. Juli bis 10. September 1945 starben durchschnittlich täglich 5 bis 6 Personen. ...

Am dritten Tage, und zwar am 29. Juli 1945, erhielten wir zum ersten Mal eine Suppe und

wurden dann am Nachmittag ... nach dem Sammellager Sikawa geführt.

Ein älterer kranker ... Mann, der nicht mehr marschfähig war, wurde auf dem Weg so schwer mit Fußtritten und Gewehrkolben von Milizionären mißhandelt, daß er zusammenbrach und auf der Straße starb. Wer nicht schnell genug marschieren konnte, wurde mit Kolbenschlägen von Milizionären geschlagen und gestoßen. Unter uns befanden sich Mädchen von zwölf Jahren und Frauen, die weit über 70 Jahre alt waren.

Die Polen versuchten die Flucht der Volksdeutschen aus Zentralpolen zu verhindern und hatten bis September 1946 bereits alle arbeitsfähigen Männer, Frauen und Kinder in Arbeitslager gesperrt. In diesen Arbeitslagern herrschten die denkbar schlechtesten Zustände, ... schlechte Schlafgelegenheiten (auf Pritschen oder dem Fußboden, meistens ohne Strohsäcke), schlechte Verpflegung, Schmutz, schlechte ärztliche Betreuung; (das) Schlagen von Männern und Frauen mit Gewehrkolben war an der Tagesordnung. ...<<

Zwangsarbeit im Kreis Lodz von Juli bis Oktober 1945

Erlebnisbericht der Martha M. aus der Stadt Lodz, Reichsgau Wartheland – (x002/636-638):

Vom Arbeitsamt wurde ich in ein von polnischen Soldaten verwaltetes Magazin geschickt. Dort fing unsere Leidenszeit erst recht an. ...

Ich arbeitete dort ein halbes Jahr. Die ersten Wochen waren furchtbar. Ohne Essen, ohne einen Pfennig Verdienst, in steter Angst geschändet zu werden, (erhielten wir) fortwährend Fußtritte und Faustschläge. Wer sich den Soldaten freiwillig ergab, hatte es besser und bekam wenigstens genügend zu essen.

Wir aßen tagelang nur rohe Erbsen und Nudeln, welche wir verladen mußten. Wie glücklich waren wir, wenn wir mal etwas Mehl essen konnten. Wenn man uns dabei ertappte, setzte es zwar Faustschläge, aber daran hatten wir uns schon gewöhnt. Mit den Schlägen und Schändungen war es schon so weit gekommen, daß der russische Kommandant mit gezogener Pistole eingreifen mußte. ... Ich war mit meinen Nerven schon so herunter, daß mir allmählich alles einerlei war. Ich spürte weder Hunger noch Durst, noch die Magenschmerzen, die durch die rohen Erbsen verursacht wurden. ...

Ich hätte damals Schluß gemacht, wenn nicht meine Kinder gewesen wären. Die Angst um die hungernden Kinder riß mich immer wieder hoch.

... Um nicht zu verhungern, gingen meine drei Kinder auf den "Grünen Ring" und sammelten und aßen das verfaulte Obst und Gemüse, daß die Marktweiber wegwarfen. Hin und wieder gab ihnen mal ein mitleidiger Mensch ein Stück Brot. Ich mußte dies alles mit ansehen und konnte ohne einen Groschen Verdienst, ohne Wohnung und ohne irgendwelche Mittel nicht helfen. Ich konnte nichts mehr verkaufen, ... denn was ich zuvor bei "befreundeten" Polen in Sicherheit gebracht hatte, bekam ich nicht mehr zurück.

Früh um 7 Uhr fing die Arbeit an und ging bis 21-22 Uhr. Oft mußten wir auch die Nacht hindurch arbeiten, wenn gerade ein Transport ankam. Man gab uns dann etwas mehr zu essen, weil die Frauen vor Schwäche nicht mehr arbeiten konnten. ... Es verging selten eine Nacht, in der wir Ruhe hatten. Es wurden ständig Überfälle und Wohnungsdurchsuchungen durchgeführt. Wenn das Donnern an der Haustür anfang, wußten wir schon, was uns erwartete. Wer konnte, versteckte sich auf dem Boden oder bei verständigen Polen.

Die Aufregungen und Sorgen gingen über meine Kräfte, so daß ich eines Morgens nicht mehr aufstehen konnte. Ich lag mehrere Tage im Delirium und soll wie eine Irre auf dem Hof herumgelaufen sein, denn die Kinder konnten mich nicht halten. Man rief eine am anderen Ende der Stadt wohnende Tante, die uns bei sich aufnahm. Meine Mutter, die mir hätte helfen können, war schon längst im Lager Sikawa interniert.

Als ich wieder zu mir kam, war ich 2 Wochen völlig taub. Es wurde zwar etwas besser, aber ich blieb ein unglücklicher schwerhöriger Mensch. ... Dann mußte ich wieder zur Arbeit. Ich

war so schwach, daß mich der Soldat führen mußte. Der Kommandant hatte Mitleid mit mir und schickte mich für einige Tage in die Küche, um Kartoffeln zu schälen. ... Als ich abends heimkam, waren meine Tante und mein Onkel fort. Man hatte sie in das Lager Sikawa gebracht. Wäre ich daheim gewesen, hätte ich ihr Los sicherlich geteilt, und als junger, halb irrer Mensch hätte ich Sikawa nie mehr verlassen.

Man hatte gedroht, die Kinder in den nächsten Tagen abzuholen. Da sie zu Hause nicht mehr sicher waren, vertraute ich sie lieber der Straße an. Auch drohte man mir, uns das Loch, welches wir bewohnten, wegzunehmen. Aber, Gott sei Dank kam es nicht so weit. ...

Wir arbeitenden Deutschen bekamen seit Mai Lebensmittelkarten. Es gab 5 Kilogramm Brot monatlich. Einmal gab es auch Kartoffeln, aber der größte Teil der Deutschen, die nichts mehr besaßen, konnte sich nicht einmal das Brot kaufen. Wir arbeiteten ja umsonst. Wie wir damals durchhielten, blieb mir bis heute rätselhaft. ... Ich suchte mir private Arbeitsstellen, wo ich etwas verdienen konnte. Die Angst, von den Kindern gerissen zu werden, ließ mir keine Ruhe, denn die nächtlichen Überfälle hörten nicht auf. Hätte mir nicht oft ein polnischer Polizist geholfen, der in unserem Haus wohnte, wäre ich sicher schon längst im Lager Sikawa. ...

Im Oktober stand plötzlich mein Mann, von dem ich 18 Monate kein Lebenszeichen erhalten hatte, vor meiner Wohnungstür. Der Schreck war größer als die Freude, denn er durfte nicht bleiben, weil ehemalige deutsche Soldaten sofort interniert wurden. Daß man ihn nicht gleich auf dem Bahnhof gefaßt hatte, wie fast alle heimkehrenden Kriegsgefangenen, zeigte wieder Gottes schützende Hand. Da es schon zu spät war, um etwas zu unternehmen, mußte er bei uns übernachten, aber man hatte ihn kommen sehen. ...

Kaum hatten wir uns hingelegt, da donnerte es schon an die Haustür. In unserer Angst versteckten wir meinen Mann unter dem Bett der 3 Kinder. 2 Milizionäre durchsuchten alle Winkel, fanden auch alles was er mitgebracht hatte, aber das Bett, in dem die Kinder kauerten, durchwühlten sie nicht. Sie wollten mich mitnehmen, aber das Geschrei der Kinder hielt sie davon ab. Sie nahmen die Sachen meines Mannes und verschwanden. ...

Am nächsten Tag verbarg sich mein Mann bei einer polnischen Jugendfreundin. Wir verkauften die restlichen Möbel und den Trauring meines Mannes, denn wir mußten versuchen, aus Lodz herauszukommen. ... Wir baten seine Freundin, uns die Bahnfahrkarten bis nach Friedland zu besorgen. Sie versprach uns Hilfe, um danach jedoch mit dem Geld zu verschwinden. Wir warteten vergebens auf ihre Rückkehr und mußten versuchen, uns mit dem restlichen Geld selbst durchzuschlagen. Wir hatten wieder Glück, denn niemand fragte uns nach einem Ausweis.

Unterwegs mußten wir viele Probleme und Strapazen überstehen. Wir wurden mehrfach festgenommen, eingesperrt, ausgeplündert, abgeschoben und zurückgeschickt. Wir liefen kilometerweit, bis uns ein russischer Posten schließlich über die Grenze half.<<

Verhältnisse in den Internierungslagern Marysin und Sikawa von Oktober 1945 bis Dezember 1948

Erlebnisbericht der Else B. aus Lodz in Posen (x002/643-645): >>Im Lager Marysin war das Essen sehr schlecht. Man hat uns weiße und gelbe Pferderüben gekocht. ... Wir waren immer hungrig. ... Im Herbst war es in den Baracken sehr kalt. Wir schliefen auf Pritschen. Das ... Stroh auf den Pritschen war schon alt, so fein wie Häcksel, es fiel den unten Liegenden auf den Kopf. Dort bekamen wir Läuse, weil auf dem Stroh schon viele gelegen hatten.

Dann kamen wir ins Hauptlager Sikawa bei Lodz. Im Lager Sikawa wurden wir von den Läusen befreit. Man hat uns das Haar runtergeschnitten. Wir hatten dort dann die Möglichkeit, uns zu waschen und mit Entlausungspulver einzustreuen. Im Lager Sikawa sind sehr viele Menschen gestorben, möchte besser sagen: verreckt; denn ein Mensch ... (darf) nicht so sterben, wie diese unglücklichen Menschen zugrunde gegangen sind. Sie lagen in der Krankenba-

racke ... auf den kalten Brettern, kein bißchen Stroh war unter ihnen. Wer einen alten Mantel hatte, ... der war froh.

Im März 1946 mußten wir in Fabriken, auf Gütern oder bei polnischen Bauern arbeiten. Wir wurden wie Sklaven verkauft. Der Staat nahm das Geld, und wir mußten umsonst arbeiten und bekamen noch Schläge, wenn man auf einen schlechten Menschen traf. Kleidung gab man uns nicht, so daß wir in unseren zerrissenen Lumpen ... arbeiten mußten.

Im April kamen ... 200 Personen in den Landkreis Radomsko auf Güter und zu den Bauern. Dort haben wir schwer arbeiten müssen. ... Wir waren völlig ausgehungert und hatten keine Kräfte zur Arbeit. Bei den Bauern gab es zum Glück satt zu essen. Nach langer Zeit wurden wir wieder nach Sikawa (ins Lager) gerufen. ... Es hieß immer, wir kommen frei. Den Tag der Freiheit konnten wir nicht erwarten, und so vergingen Jahre. ...

Es hieß immer: "Am 1. oder 15. kommt ihr frei!" Es vergingen aber viele 1. und 15. und wir waren immer noch Gefangene. ... Ich konnte es im Lager nicht länger aushalten, deshalb versuchte ich zu fliehen. Am Silvester 1948 floh ich aus Leszmierz und kam glücklich bis nach Breslau. Von dort fuhr ich zu Bekannten nach Sorau, in der Hoffnung, dort über die Neiße zu kommen. Es gelang jedoch nicht, denn die Grenze war sehr gut bewacht.

Ich arbeitete mit einem polnischen Namen in einer Fabrik, weil dort keine Deutschen beschäftigt wurden. ... Als ich erfuhr, daß in Liegnitz noch Bekannte wohnten, fuhr ich dort hin und arbeitete in einem polnischen Haushalt. Es war wieder sehr schwierig, denn ich hatte keinen gültigen Anmeldeschein. Durch Bestechung bekam ich für 4.000 Zloty einen Meldeschein.

...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens

Lebensverhältnisse in Königsberg von 1945 bis 1947

Erlebnisbericht des Hermann B. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/110-116): >>Die Not und Sorge um Beschaffung des Lebensunterhalts (wurde) von Tag zu Tag größer. Bei bestehendem Arbeitszwang wurden als Tagelohn neben 500 g Brot mitunter etwas Wurst und eingesalzene Schwarten ausgegeben. Wer nicht arbeiten konnte, - und es kam allgemein nur körperliche, oft schwere Arbeit ... in Frage, - erhielt nichts.

Bald entfiel jeglicher Zusatz zu der täglichen Brotration, auf deren Austeilung nach 10- bis 12stündiger Arbeitszeit oft noch lange gewartet werden mußte. Später erhielten nachweislich Arbeitsunfähige 200 g Brot täglich, bis im Juni 1946, wo sozusagen als Abfindung einige Pfund Mehl ausgeteilt wurden, endgültig jede weitere Zuteilung entfiel. ... Meine Frau und ich waren bereits seit Ende Oktober 1945 arbeitsunfähig. ... Wir waren deshalb auf die Brotrationen angewiesen, die bei der Brotverteilungsstelle in Kohlhof ausgegeben wurden. Was täglich einen Marsch von etwa 8 bis 10 Kilometern auf oft kaum passierbaren Wegen bedeutete.

Dem Hunger versuchten wir vergeblich mit gekochten Brennesseln, Meldekraut, Giersch (Geißfuß), Löwenzahn und Lindenblättern zu stillen. Besonders begehrt waren Kartoffelschalen und ausgekochte Suppenknochen, wie sie von den Abfallstellen russischer Haushaltungen gesammelt wurden, sowie Muscheln aus dem immer mehr verkrauteten Oberteich. Hunde und Katzen hatten ihre "Liebhaber" gefunden und waren von der Bildfläche verschwunden.

Auch die Ernährung der sogenannten "Spezialisten", wie alle Handwerker kurzweg bezeichnet wurden - Angehörige weniger einsatzfähiger Berufe hießen "Parasiten" - war durchweg unzureichend. ...

Dem Bestehen des Schwarzmarkts ... (war es) zu verdanken, daß doch noch eine gewisse Anzahl der deutschen Bevölkerung sich vor dem Hungertod hat retten können. Hatte doch die völlig ausgepowerte Bevölkerung immer wieder die Gelegenheit, irgendwie doch gerettete, aufgestöberte, durch die zahlreichen Todesfälle angefallene oder auch neu angefertigte Sachen, etwa Strümpfe, Handschuhe usw. zu veräußern oder gegen Lebensmittel einzutauschen und sich dadurch wieder ein paar Tage durchzuschlagen. Deutsche Hausfrauen haben hier Mehl und Getreide - das Getreide mußte meist recht mühselig mit der Handkaffeemühle gemahlen werden - zu Brot und Brötchen verbacken, wodurch sie sich und ihre Angehörigen wenigstens vor dem Verhungern bewahren konnten. Denn die Hausarbeit bei russischen Familien brachte oft kaum das Essen ein.

Vielfach waren Deutsche ... bloß als Verkäufer für Russen tätig, die nicht selbst in Erscheinung treten wollten oder durften. Es bestand immer die Gefahr, daß die deutschen Händler zu unwahrscheinlich hohen Strafen verurteilt wurden, falls die Herkunft der Ware zweifelhaft war. So ist mir etwa der Fall einer Frau P. bekannt, die wegen Handelns mit Strümpfen zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist. ... Einzelverhaftungen, Razzien, Taschendiebstähle und Beraubungen, vor Hunger wimmernde Kinder, die sich wie Hunde auf Abfälle stürzten, gaben dem Markt, der sich an Sonntagen - durch Zufuhren aus Polen und Litauen oft reichlich beschickt - zur Völkerwanderung ausweitete, sein Gepräge. (Es gab außerdem) einen besonderen Trödelmarkt, wo Möbel, Handwerkszeug, Kleider, Betten, Wäsche gehandelt wurden.

Soweit körperliche Arbeit und der doch meist armselige Handel überhaupt noch ausgeübt werden konnten, waren die Erträge bei den hohen Preisen nicht einmal für die notdürftige Ernährung ausreichend. Daneben mußte ... für oft recht menschenunwürdige Unterkunft noch Miete gezahlt werden. Vor Hunger schützen konnten sich wohl Handwerker, die neben ihrer Arbeit für Russen, Sachen anfertigten oder reparierten.

Auftretende Krankheiten wie Typhus, Malaria, Krätze usw. war die wegen Unterernährung besonders anfällige Bevölkerung immer stärker ausgesetzt, und der Tod hielt reiche Ernte. So

sind allein von den im Grundstück Arno-Holz-Straße 7-8 wohnenden und meist in den dortigen Werkstätten beschäftigt gewesen 30 bis 40 Deutschen in der Zeit von etwa Juli 1945 bis Mai 1946 mindestens 13 gestorben. ... Sie wurden meist gleich im Garten beerdigt. Die Frau eines Schumachers hatte sich z.B. ... vor den Augen ihres vor Hunger geschwächten und völlig teilnahmslosen Ehemannes, der eine Woche später an Unterernährung starb, erhängt.

Um hinzugezogene Zivilrussen unterzubringen, mußten die Deutschen, denen es gelungen war, eine ausreichende Unterkunft zu finden und mit Möbeln aus verlassenen Wohnungen auszustatten, ihre Unterkunft wiederholt und meist recht kurzfristig räumen, wobei auch bestimmt wurde, ob und welche Sachen zurückzulassen seien.

So mußte auch ich, nach Verlegung der Werkstätten, meine Wohnung ... im Mai 1946 binnen einer Frist von 2 Stunden aufgeben. Schrank und Tisch mußten dagelassen werden. Meine Frau befand sich damals wegen Malaria im Infektionskrankenhaus in der Yorckstraße. Zwei alte Frauen nahmen mich sowie eine alte, obdachlos gewordene Frau in ihrer Unterkunft auf. Es handelte sich um einen früheren Stallraum an der Palve. ...

In dieser Unterkunft herrschte eine entsetzliche Rattenplage. ... Die Ratten waren so dreist, daß sie versuchten, unser letztes Stückchen Brot zu entreißen, das, unter der Kopfunterlage verwahrt, als kostbare Nahrung für den nächsten Tag dienen sollte. Ohne einen Stock in der Hand konnte man sich gar nicht mehr zur Ruhe begeben. ...

Eine abgeschrägte enge Dachkammer, sog. "Abseite", an der Palve war die nächste Unterkunft, wo wir durch zahllose Wanzen aus dem Nebenraum geplagt wurden, abgesehen davon, daß es durchregnete. Hier wurde auch ich von Malaria geschüttelt und bald darauf in das Krankenhaus in der Yorckstraße eingeliefert. Nur mit Chininpillen (Fiebermittel) behandelt, bekam ich bereits 8 Tage nach der Entlassung einen Rückfall, so daß ich wiederum das Krankenhaus aufsuchen mußte. ... Der leitende Arzt, Prof. Dr. S., wurde später von den Russen verhaftet und verschleppt.

Da nicht genügend Bettwäsche vorhanden war, mußten die Kranken, darunter Personen, die an Krätze und Ekzemen litten, teilweise in unbezogenen Betten liegen, und bei Neuaufnahme wurde, soweit die Betten bezogen waren, die auch von solchen Kranken länger benutzte Wäsche, so unhygienisch sie bereits äußerlich wirkte, nicht immer gewechselt, so daß man zwar von Malaria befreit, jedoch mit Krätze infiziert, entlassen werden konnte, wie es auch mir passiert ist. ...

Der deutschen Ärzte kann ich ... nur mit Anerkennung und Dank gedenken. Sie haben so manchem Kranken, der nicht wußte, wo er bleiben und sich ernähren sollte, großzügig Gelegenheit zu längerem Verweilen bei täglich regelmäßigen, wenn auch noch so dürftigen, unzureichenden Mahlzeiten gegeben und dadurch Verzweiflung und so manche Not zeitweilig behoben. Bemerkenswert ist noch, daß sich im Sommer in einem für Unbefugte unzugänglichen kleinen Bauwerk des Lazarettgrundstücks Yorckstraße ein Leprakranker aufhielt, über dessen Verbleib mir nichts bekannt geworden ist.

Das geräumige Gartengelände des Lazarettgrundstücks war durch die zahlreichen Grabhügel, der in der ersten Zeit nach der Eroberung der Stadt dort beigesetzten verstorbenen Patienten, gleichsam zum Friedhof geworden, wie überhaupt Gärten zunächst vielfach als Begräbnisstätten dienten, ohne das eine Registrierung der Verstorbenen stattfand. ...

Im September 1946 - Königsberg war inzwischen offiziell in Kaliningrad umbenannt worden, womit bisher noch gehegte deutsche Hoffnungen auf Wiedereinsetzung einer deutschen Verwaltung endgültig zerfielen - mußten auch wir nach Kohlhof übersiedeln und fanden dort ... eine ... Unterkunft, dessen Dach und Seitenwände meterlange Löcher und sonstige starke Beschädigungen aufwiesen.

Bei Regen konnten untergestellte Eimer die Überschwemmung des Raumes nicht verhindern. Ein bewohnter Kellerraum stand meist unter Wasser. In diesem Hause, dessen obere Decke

durchzubrechen drohte, hielten sich etwa 40 Personen eng zusammengepfercht auf, von denen in der Zeit von September 1946 bis Juni 1947 elf Menschen verstorben, d.h. verhungert sind. Ähnlich waren die Verhältnisse auf den Nachbargrundstücken. ...

Als Abort dienende Trümmergrundstücke, fehlende Müllabfuhr, erschwerte Beschaffung von Wasser, waren bezeichnend für die allgemeinen sanitären Zustände, unter denen Ratten und Mäuse sowie Ungeziefer sich ungehindert ausbreiten konnten. Die von Hunger und Krankheit geplagte deutsche Bevölkerung harrete vergeblich auf die Ausreiseerlaubnis. Auf die übliche Frage: "Wann kommen wir heraus?", gab es meist nur noch die müde resignierende Antwort: "Wir werden hier noch alle verrecken."

Manche versuchten dann, ohne den überall notwendigen "Propusk" (Erlaubnisschein) auszureisen. Sie wurden jedoch immer angehalten und zurückgeschickt. Dagegen ist die Einreise nach Litauen, insbesondere von Frauen, die sich und ihren Kindern bessere Ernährung zu verschaffen suchten, meistens geglückt. Wer zurück kam, brachte Speck, Brot usw. mit.

Als Ausnahmerecheinung aus dieser schweren Notzeit ist mir die Fürsorge der russischen Verwaltung für eine Anzahl deutscher Waisenkinder aufgefallen. Es handelte sich um Knaben, etwa im schulpflichtigen Alter, gleichmäßig sauber in Grau gekleidet, die regelmäßig zu einem für die Russen eingerichteten Baderaum in Kohlhof geführt wurden und einen ausreichend ernährten Eindruck machten. ...

Wurden die schlimmsten Auswüchse roher Gewalt nach dem ersten Siegesrausch mit der Zeit auch abgestellt, so blieb es, ganz abgesehen von dem Fehlen jeden subjektiven Rechtsschutzes, bei der allgemeinen Unsicherheit in Unterkünften, auf Straßen und Plätzen. So konnten sich die Frauen ... nur unter steter Gefahr zum bitter notwendigen Sammeln von Blättern, Beeren und Pilzen und Brennholz nach außerhalb in den Wald begeben. So manche russische Schulkinder machten sich einen Spaß daraus, deutsche Frauen mit Flaschen zu bewerfen, zu bespeien oder ihnen die Tasche zu entreißen, wobei wiederum nicht verschwiegen werden soll, daß vorbeikommende Russen hiergegen auch eingeschritten sind. ...

Nächtliche Einbrüche russischer Banditen in deutsche Unterkünfte waren in Kohlhof und Umgehung nicht selten; auch in dem von mir bewohnten Ruinengrundstück wurde wiederholt eingebrochen. ... In 2 Fällen wurden bei Widerstand der Betroffenen Raubmorde verübt. Das Opfer eines weiteren Raubmordes wurde ein deutscher Schneider, der mit Zivilrussen handelte. ...

Die außergewöhnliche Beanspruchung der körperlichen Arbeitskraft bei ständiger Unterernährung, mangelhafter Bekleidung und zerrissenen Schuhen - wofür Ersatz nicht aufzutreiben, jedenfalls nicht erschwinglich war - sowie die schlechten unhygienischen Verhältnisse verursachten zwangsläufig ein Ansteigen der Invalidität und der Sterbeziffern bei Männern, Frauen und Kindern. Frauen wurden ohne Rücksicht auf ihre fehlenden Kräfte ebenfalls zu schweren Aufräumarbeiten, Leichentransporten und dergleichen herangezogen.

Die Feststellung der Invalidität durch russische Ärzte war für den Invaliden nur insofern von Bedeutung, daß er nicht mehr arbeitspflichtig war. Er hatte damit aber gleichzeitig keinen Anspruch mehr auf verbilligte Lebensmittelzuteilung. Die anfänglich vielfach gehegte Hoffnung, daß den arbeitsunfähigen Deutschen bevorzugt die Ausreisegenehmigung aus Königsberg erteilt werden würde, erfüllte sich nicht.

Mit dem Einströmen der Zivilrussen war übrigens der Arbeitszwang, soweit es sich nicht um "Spezialisten" handelte, praktisch weitgehend weggefallen. Auch in den Krankenhäusern war seit Herbst 1946 der Einfluß der Russen spürbarer geworden. Durch eine deutsche Ärztin wurde ich zwar in das Katharinen-Krankenhaus aufgenommen, aber auf Weisung des russischen Oberarztes wurde ich anschließend zusammen mit anderen Kranken unbehandelt und ungeheilt entlassen. Die Mehrzahl der Patienten bestand damals bereits aus Russen, die von russischen Pflegerinnen versorgt wurden. Die Wäsche war sauber und die deutschen Kranken

wurden durch deutsche Ordensschwwestern vorzüglich betreut; daß die Verpflegung für Deutsche unzureichend war, braucht nicht erst erwähnt zu werden. ...

Vor Unterernährung und Krankheit dem Erlöschen nahe, erhielt ich endlich Mitte 1947 die ersehnte Ausreisebewilligung, jedoch nur für meine Person, während meine Frau ... erst im November 1947 ausreisen durfte.<<

Verhältnisse im Internierungslager Preußisch Eylau von Mai bis Oktober 1945

Erlebnisbericht der E. L. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/122-125): >>Am 15. Mai 1945 wurden wir ... nach Preußisch Eylau ins Lager gebracht. Es war eine ehemalige Infanteriekaserne, bestehend aus 8 großen Blocks. Hohe Wachttürme befanden sich an allen Ecken und Enden, außerdem ringsherum Stacheldraht.

In Block 4 und 5 waren die Männer untergebracht. Hier herrschten ... Polen als Etagenälteste, die man nur mit großen Knüppeln bewaffnet sah, von denen sie mehr als genug Gebrauch machten. Wenn die Männer über den Hof auf die Toilette geführt wurden, so setzte es oft Schläge, besonders für Alte und Gebrechliche, die nicht mehr so schnell laufen konnten. Es kam ja gar nicht darauf an, wenn einer totgeschlagen wurde, denn was galt den Russen oder Polen damals schon das Leben eines Deutschen. ...

In Preußisch Eylau war ich von Juni bis September 1945 Etagenälteste. Ich hatte die Betreuung und die Essenausgabe für 478 Frauen zu übernehmen. Außerdem gehörten die Arbeitseinteilung und die Säuberung der Räumlichkeiten dazu. Hier herrschte ein Russe, der lange in Deutschland gelebt hatte. ... Trotzdem wir auf dem Fußboden schliefen und auch aßen, herrschte überall peinliche Sauberkeit. Täglich waren über 100 Arbeitskräfte für die Feldarbeit zu stellen. Es gab einen festen Trupp, der dauernd in der Sauna arbeitete, einen anderen, der täglich ins Offizierskasino zur Arbeit ging.

Die letzte Gruppe hatte es verpflegungsmäßig am besten. Wenn man bedenkt, daß weit über die Hälfte der Frauen an Ödemen (Gewebewassersucht) litten und wie aufgeblasene Frösche aussahen, so wird man die Schwierigkeiten verstehen, die die Gestellung der Arbeitskräfte mit sich brachte. Was nützte es, daß später eine russische Betreuung einsetzte und die Ärztin von Zimmer zu Zimmer ging? Sie schrieb die Frauen krank, und der Russe jagte später diese Frauen mit Schlägen und Fußtritten doch zur Arbeit.

In dieser Beziehung war ich ziemlich machtlos, trotzdem schlug ich den Russen in aller Heimlichkeit so manches Schnippchen, um diesen bedauernswerten Menschen zu helfen. Sich offen dagegen aufzulehnen, hätte bedeutet, sein eigenes Grab zu graben. Ich wäre dort einfach verschwunden, denn es gab dort viele GPU-Keller, in denen so mancher verschwand, um niemals wieder zurückzukehren.

Zuerst hatte eine Frau K. den Posten der Etagenältesten inne. Nach kurzer Zeit wurde sie ihres Postens enthoben und ich ihre Nachfolgerin. Frau K. war eine Bestie und der leibhaftige Satan. Sie hatte die Frauen in unglaublicher Weise schikaniert und hielt die Frauen tagsüber eingeschlossen, so daß sie nicht einmal zur Toilette gehen konnten. Da fast alle Frauen infolge der Wassersuppen an Durchfall litten, spielten sich oft ekeleregende Szenen ab. Frauen, von denen sie annahm, daß sie Läuse hätten, sperrte sie ein oder ließ ihnen die Haare schneiden. Bis ich mir eines Tages den tizianroten Lockenkopf von Frau K. vornahm und nicht weniger als 72 Läuse herunterholte.

Meine erste Tätigkeit bestand darin, daß ich alle Türen öffnete, so daß die Frauen ungehindert ein- und ausgehen konnten. Das Essen wurde von nun an gerecht verteilt, daß niemand zu kurz kam. In meine besondere Obhut nahm ich die Jugendlichen und die schwangeren Frauen. Daß es nicht einfach war, 478 Menschen unter einen Hut zu bringen, war klar. ... Es den vielen Menschen recht zu machen, die durch monatelange Ungerechtigkeit mißtrauisch geworden waren, war ein schweres Stück Arbeit und nicht immer gerade dankbar. Ich führte mein

schweres Amt jedoch mit zäher Ausdauer durch, und ich glaube, letzten Endes zu aller Zufriedenheit.

So nach und nach lockerte sich die Haft, so daß wir uns auf dem Kasernenhof frei bewegen durften. Ja, es wurde sogar ein Lagertheater eingerichtet, dessen "Künstler" von uns gestellt wurden. Auch ich wirkte dort mit, und wir gaben unser Bestes, um den unglücklichen Menschen wenigstens ein paar frohe Stunden zu schenken. So oft es meine Zeit ... erlaubte, ging ich durch alle Stuben und habe den Frauen Mut und Trost zugesprochen. Denn zu allen sonstigen Qualen kam eine neue seelische Belastung hinzu. Unzähligen Frauen wurden die Haare abgeschnitten, ein großer Teil lief bereits kahlköpfig herum, so daß man oft nicht wußte ob es ein Mann oder eine Frau war. Eines werde ich nie vergessen. Jeden Abend mußte ich mit ihnen singen und allen "Gute Nacht" sagen, erst dann schliefen sie ein. Waren sie nicht alle meine Kinder? Ich hieß dort ganz einfach "Mutti L."...

Meiner Arbeit wurde ein jähes Ende gesetzt. Am 16. September 1945 bekam ich Typhus und kam ins Lazarett. Ich hatte es schon lange vorausgesehen, da täglich unzählige Frauen von dieser furchtbaren Krankheit erfaßt wurden, die ich selbst betreut und ins Lazarett gebracht hatte. Die bessere Verpflegung kam bei den meisten schon zu spät, da der Lebensnerv bereits angegriffen war. Männer und Frauen starben wie die Fliegen, und ich muß sagen, noch mehr Männer als Frauen. Denn es war tatsächlich so, daß die Frauen weit mehr Strapazen und Entbehrungen aushielten als die Männer.

Als ich am 16. Mai 1945 nach Preußisch Eylau kam, faßte das Lager etwa 14.000 Personen, und bereits Ende Juli waren wir nur noch 6.000. Die übrigen 8.000 waren inzwischen gestorben, die meisten an Hungertyphus. Täglich fuhren mehrere Kastenwagen und Rollwagen mit Leichen zu den in der Nähe befindlichen Splittergräben. Die nackten Leichen wurden in die Splittergräben geworfen, mit Chlor begossen und vergraben. Es ist kaum anzunehmen, daß die Russen diese Todesfälle registriert haben, über deren Schicksal niemand etwas weiß.

Im Lazarett gab es täglich dreimal Suppe, eine Ration Brot und abends eine Tasse Milch, die immer angebrannt war. Während fast alle Typhuskranken ihr Gehör verloren, verlor ich mein Augenlicht. Eine irrsinnige Angst befiel mich, wenn ich daran dachte, wie ich mutterseelenallein und blind diesen Horden ausgeliefert würde. Der deutsche Arzt ... tröstete mich, so gut es ging, und hoffte, daß ich, sobald das Fieber nachließ, meine Sehkraft wiederfinden würde. Gott sei Dank war es auch so, jedoch konnte ich seit dieser Zeit (nur noch) sehr schlecht sehen.

Im Lager befand sich auch der ehemalige Direktor des Königsberger "Park-Hotels", der erst einige Zeit im GPU-Keller saß und später dem "Wanzenkommando" zugeteilt wurde. Im Lazarett wurden wir von Wanzen und Läusen buchstäblich aufgefressen. Es war ganz furchtbar. Wenn ich mir im Geiste diesen eleganten Mann im Abendanzug bei der Begrüßung seiner prominenten Gäste vorstellte - und hier entwanzte er mein Bett -, so konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren. O, Ironie des Schicksals. ...

Am 9. Oktober 1945 wurde ich aus dem Lazarett ... entlassen - und das einen Tag, bevor auch mein Haar abgeschnitten werden sollte. Es geht nach Hause, hieß es. Was hieß "Heimat" und was "Zuhause"? Wir hatten weder das eine noch das andere. Das einzige war die Freiheit! Aber diese Freiheit war wiederum sehr gefährlich, denn wir waren ja schutz- und rechtlos und einer Willkür ausgesetzt, die ihresgleichen vergeblich in der Welt suchen dürfte. Außerdem bestand jetzt wieder die Gefahr der Vergewaltigungen und Ausplünderungen. In dieser Beziehung gewährte das Lager in Preußisch Eylau doch einen gewissen Schutz.

Zu Fuß versuchten wir, d.h. ein Mann, ein junges Mädchen und ich, 38 km nach Königsberg zu wandern. Da wir 3 Lazarettinsassen vom Typhus kaum genesen waren, sind wir die 11 km bis Weißenstein mehr geschlichen als gegangen und konnten nun nicht mehr weiter. Außerdem regnete es wie aus Gießkannen, die Chaussee war voller Morast und Schlamm, und an

den Füßen trug ich nur Klippersandalen, die mir ein Gefangener in Preußisch Eylau angefertigt hatte. Ich faßte also Mut und hielt einen LKW an, der uns auch tatsächlich bis Schönfließ, einem Vorort von Königsberg, mitnahm.

Nun begann der Marsch durch unsere alte Heimatstadt Königsberg. Da wir im Lager nicht mit der Außenwelt in Berührung kamen, auch keine Zeitung hatten, geschweige denn ein Rundfunkgerät, so konnten wir uns überhaupt keine Vorstellung davon machen, wie es in Königsberg aussah. Die Wirklichkeit übertraf alle unsere Vorstellungen. ...

(Obwohl die Stadt größtenteils) zerstört war, ging das Leben doch weiter. Wie in einem Ameisenhaufen krabbelte alles in den Trümmern herum. Was sich unseren Augen jedoch bot, war das Trostloseste, was man sich überhaupt nur vorstellen konnte. Wir gingen 3 Stunden lang durch eine tote Stadt. Überall machte sich ein scheußlicher Verwesungsgeruch bemerkbar, sicher von den vielen Leichen, die unter den Trümmern begraben sein mochten.

3 Tage lang irrte ich in Königsberg umher und konnte nichts und niemand finden. Wo waren meine Verwandten, meine Schwester, meine vielen Freunde und Bekannten geblieben? Wo unsere letzte Wohnung gewesen war, ragten nur noch Schornsteine gen Himmel. Ich hatte kein Obdach, nichts zu essen und glaubte mich am Ende. Sollte ich einen vorübergehenden Russen anbeteln? Nein, das verbot mir mein Stolz und auch die Angst vor einer Gegenleistung. ... Hatte mich denn der liebe Gott ganz vergessen?

Erschöpft setzte ich mich am Nordbahnhof auf einen Stein und betete wie noch nie zuvor in meinem Leben. Plötzlich stand, wie aus dem Erdboden gewachsen, der 14jährige Bruder meiner Freundin vor mir, der von einem Krankenhausbesuch seiner Schwester kam, die ... schwer an Typhus erkrankt war. Er nahm mich zu seinen Eltern nach Kohlhof, einem Vorort von Königsberg, mit.

In Kohlhof standen viele Ruinen, aber auch Häuser, die nur zum Teil oder gar nicht beschädigt waren. In den guten Häusern wohnten die russischen Offiziere. Die Deutschen wohnten in Ruinen, die teilweise ohne Dächer, also ganz komfortabel - mit "fließend Wasser" - eingerichtet waren. Niemand kann sich eine Vorstellung davon machen, unter welcher primitiven Verhältnissen wir dort 3 Jahre lang vegetierten, denn von einem Leben konnte überhaupt keine Rede sein. Die einzelnen Wohnungen waren in "Quartiere" eingeteilt und nummeriert. In einem Raum wohnten oft 4-8 Personen zusammen. Oft handelte es sich um Frauen und Männer, die sich vollkommen fremd waren. Ich selbst wohnte mit 3 Frauen, einem Säugling und einem Mann zusammen.<<

Lebensverhältnisse in den Kreisen Wehlau und Tapiau von Juni 1945 bis November 1947

Erlebnisbericht des K. K. aus dem Kreis Wehlau in Ostpreußen (x002/126-131): >>Am 19. Juni wurden wir auf Anordnung des polnischen Amtsvorstehers und des russischen Offiziers in unsere frühere Heimat ausgewiesen. Wir wurden auf Lastkraftwagen zum Bahnhof nach Lanz gefahren und in Güterwaggons zusammengepfertcht. In Bromberg mußten wir die Waggons verlassen. Hier kümmerte sich anfangs niemand um uns. Wir lagen bis zum Abend auf den Bahnsteigen herum. Zur Nacht wurden wir durch die Polen in den Bahnhofstunnel getrieben, wo wir ihrem Gespött ausgesetzt waren. Hier wurden ... einige Deutsche ohne Grund von den Polen niedergeschlagen und dann abgeführt.

Am nächsten Tag wurden wir zu Aufräumarbeiten auf dem Bahnhof eingesetzt, der ... vollkommen verunreinigt war. ... Handwerkszeug wurde uns nicht zur Verfügung gestellt. Am dritten Tag wurden wir wieder in Güterwagen verladen und nach Thorn gefahren. Hier lagen wir auf den Bahnsteigen, als gleichzeitig polnisches Militär exerzierte. Von den polnischen Soldaten wurden wir angespuckt und mit Füßen getreten. ... Ein polnischer Soldat verlangte den Koffer von mir. Da ich ihm den Koffer nicht freiwillig gab, gab er mir plötzlich einen

Fußtritt in den Unterleib, daß ich auf der Stelle zusammenbrach. ...

Überall wo man hinsah, wimmelte es von russischen Soldaten. ... Nachts begannen dann die Vergewaltigungen. ... Wir waren dem Verhungern nahe. Die kleinen Kinder mußten sich an die Straße stellen und bei vorbeikommenden Russen um ... Brot prachern (betteln). ...

12. Juli: ... Nachts war plötzlich ein fürchterlicher Lärm auf dem Hofe. ... Etwa 50 russische Soldaten drangen ins Zimmer. ... Meine Frau und meine Tochter (16 Jahre alt) wurden rausgeschleppt. ... Gegen Morgen brachten 2 Soldaten meine Frau ... zurück. Kaum, daß ich sie mit einer Decke bedeckt hatte, stürzten schon wieder einige Soldaten ins Zimmer und schleppten sie wieder heraus. ...

Am Morgen des nächsten Tages lief ich ... zu einem ... russischen Oberarzt. Ich bat ihn, meiner Frau und meiner Tochter ... zu helfen. Als Antwort wurde mir gesagt: "Für euch Deutsche gibt es keine Hilfe, ihr sollt sterben wie die Schweine." Ich besorgte 2 Schubkarren, auf welchen wir die beiden Frauen dann in das alte Quartier brachten, darüber haben ... vorbeikommende Russen tüchtig gelacht. ...

Nach Beendigung der Erntearbeiten kamen wir zum Dreschkommando. Hier bekamen wir je Tag 2 Pfund Roggen, den wir auf einer Handmühle zu Mehl mahlten. Da wir in der langen Zeit nie ein Stückchen Fleisch zu essen bekamen, man aber das Verlangen nach Fleisch hatte, fing ich einfach Hunde und Katzen und schlachtete sie, um mir dadurch auch mal ein Stückchen Fleisch zu verschaffen.

Wegen dieser Sache wurde ich dann eines Abends, als ich von der Arbeit kam, durch einen russischen Posten mit aufgepflanztem Bajonett zum russischen Stab nach Stockheim gebracht, wo ich gefragt wurde, aus welchem Grund ich Hunde und Katzen geschlachtet hätte. Ich sagte, daß wir bei der schweren Arbeit auch mal ein Stückchen Fleisch essen müßten, um überhaupt arbeiten zu können, und da die Russen uns kein Fleisch geben würden, hätte ich mir eben etwas Fleisch besorgt. Man entließ mich wieder. Einige Zeit später gab man uns neben dem Roggen auch einige Konserven und etwas Fett. ...

Am 9. Dezember 1945 kam ich mit meiner Familie zur Militärkolchose nach Nickelsdorf, Kreis Wehlau. Ich hatte den Pferdestall mit 34 Pferden, mein Sohn den Kuhstall mit 40 Kühen zu besorgen. Neben der Tagesarbeit mußten wir nachts noch in den Ställen Wache schieben. Hier bekamen wir täglich etwas Brot und einen Liter Milch. Da wir bei diesem wenigen Essen kaum noch in der Lage waren, die schweren Arbeiten zu verrichten, entschloß ich mich, ... im Wald Schlingen auf Hasen aufzustellen. Während meiner Nachtwache fertigte ich einige Schlingen an, und am Tage, nachdem ich meine Arbeit im Stall verrichtet hatte, ging ich in den Wald, um Schlingen aufzustellen. Ich hatte Erfolg und fing auch einige Hasen, so daß wir durch den Genuß des Fleisches wieder etwas zu Kräften kamen.

Im September ... flammte plötzlich eine mit Heu gefüllte Scheune auf. Mein Sohn Manfred und Helmut S., beide 16 Jahre alt, wurden, da die Russen Streichhölzer bei ihnen gefunden hatten, durch die GPU verhaftet. Sie wurden stundenlang verhört und mit vorgehaltener Pistole gezwungen, auszusagen, daß sie die Scheune angesteckt hätten. Da die Jungen es aber nicht getan hatten, änderten sie später ihre Aussage. Darauf sollten sie erhängt werden. ... Sie wurden fortgeschafft. ...

Auf meine Bitte hin, wurden die Jungen später ... entlassen. Bei ihrer Rückkehr erzählten sie, daß sie schlechtes Essen erhalten hätten und täglich 5 Raummeter Brennholz zerkleinern mußten. In ihrem Keller hätten noch 2 deutsche Soldaten gesessen. Diese Soldaten erhielten täglich ca. 25 Schläge mit dem Gummiknüppel auf die Fußsohlen, dadurch wollten sie die Russen zu einer Aussage zwingen.

Im November 1946 kamen Zivilrussen nach Wargienen und die Militärkolchose wurde ... nach Bonslak bei Tapiau verlegt. ... Die Zivilrussen erzählten mir, daß sie gegen ihren Willen ... hierher gebracht worden seien. Es wäre angeblich ehemaliges russisches Gebiet, daß sie

jetzt wieder besiedeln müßten. Sie waren zum größten Teil gegen das russische Regime eingestellt.

Gearbeitet wurde von Sonnenaufgang bis zum Dunkelwerden. Da wir auch keine Zeit hatten, unsere Kleider und Wäsche sauber zu halten, so waren wir vollkommen verlaust. ... Wasser holten wir aus einem verfallenen Brunnen, wo es von Fröschen und Ungeziefer wimmelte. Sämtliche Aborte waren zerstört. Jeder verrichtete seine Notdurft, wo er eben war. Gearbeitet wurde nach russischem Muster – (Es waren) alles Normarbeiten! ...

Im Februar 1947 wurde ich durch die russische Militärverwaltung auf der Kolchose als Brigadier eingesetzt. ... Jetzt begann für uns zwar eine harte, dafür aber eine etwas freiere Arbeit. Wir hatten sogar öfters einen freien Sonntag. Die Frühjahrsbestellungen erfolgten jetzt nach deutschem Stil. Angebaut haben wir hier: 40 Hektar Erbsengemenge, 10 ha Hafer, 8 ha Kohl, 4 ha Karotten, 4 ha Gurken und 4 ha Tomaten. Die Ernteerträge waren recht gut. Wir bekamen hier 300 g Mehl, Kohl, Karotten und Tomaten. Für nichtarbeitende Personen gab es keine Produkte. - Bestellt waren nur die Felder um die einzelnen Kolchosen, alles andere waren nur Distelplantagen.

In Tapiau gab es einen Schwarzen Markt, wo man (fast) alles zu kaufen bekam, wenn man Rubel hatte. Eine Schmitze Schwarzbrot kostete 10 Rubel, 1 Pfund Butter 75 Rubel usw. Zwischen Tapiau und Königsberg bestand eine Dampfverbindung. Eine Fahrt kostete 11 Rubel. In der ehemaligen Besserungsanstalt waren etwa 700 deutsche Jungen eingesperrt. Das Militär lag in den Kasernen, in der Heil- und Pflegeanstalt, und ein großer Teil lag in aufgestellten Holzbauten im Walde längs der Deime ... bis Freudenberg. Die Offiziere wohnten in den Siedlungshäusern. In der ehemaligen Mittelschule war eine russische Schule eingerichtet. Eine Schule für deutsche Kinder gab es nicht. Überall in den Straßen traf man deutsche Kinder zerlumpt und vollkommen abgemagert an.

Am 7. November 1947 wurden 2 deutsche Frauen von unserer Nachbarkolchose, die sich auf dem Wege von Tapiau befanden, hinter einem ... niedergebrannten Grundstück ermordet und verstümmelt aufgefunden. Nachforschungen über die eventuellen Täter wurden durch die GPU natürlich bei uns Deutschen angestellt.

Unter den gegebenen Umständen hatten wir hier schon mit unserem Dasein abgeschlossen und niemand glaubte noch daran, daß sich auch unser Schicksal noch einmal wenden sollte. Plötzlich, am 17. November, nachmittags um 4.00 Uhr, ging die große Hofglocke. Alle Deutschen wurden zusammengerufen. Es waren russische Offiziere erschienen, die uns mitteilten, die Militärkolchose werde aufgelöst, und wir würden nach Deutschland entlassen.<<

Lebensverhältnisse in Gumbinnen von Juli 1945 bis Juli 1948

Erlebnisbericht des B. L. aus der Stadt Gumbinnen in Ostpreußen (x002/145-150): >>Nach einer Eisenbahnfahrt mit vielen Schwierigkeiten stand ich am 1. Juli 1945 auf dem zerstörten Bahnhof in Gumbinnen. Es war in den frühen Morgenstunden zwischen 1.00 und 3.00 Uhr. Kein Mensch war zu sehen. Öde, leer und verlassen, mit Schutt und Schmutz überhäuft, waren die Straßen. ... Am Denkmal des Königs Friedrich Wilhelm I. standen ... 2 russische Posten mit Gewehren. Ich zog mich zurück. Die Russen sahen mich nicht.

Ich trabte durch die Poststraße, ... um in meine Wohnung in der Poststraße zu gelangen. Auch hier fand ich nichts als leere Räume. Es wurde langsam unheimlich. Noch immer hatte ich außer den beiden russischen Posten keinen Menschen gesehen. Ich suchte deutsche Landsleute. Ich marschierte weiter nach Preußendorf. Ich mußte weit durch das wenig zerstörte Preußendorf gehen, bis ich auf dem Grundstück der Gärtnerei W. die ersten deutschen Landsleute sehen und sprechen konnte. ... Ungefähr 18-20 Landsleute hatten auf diesem Grundstück eine Bleibe gefunden. Ich wurde freundlich aufgenommen und erhielt ... seit Wochen wieder ein warmes Essen. Hier blieb ich.

Preußendorf war von russischen Soldaten belegt. Die Soldaten beanspruchten fast alle bewohnbaren Häuser. Auf einem Grundstück hatten sie eine Schlachtereieringerichtet. Täglich wurden hier 10-15 Rinder geschlachtet. ... Es wurde ohne Maß und Ziel geschlachtet.

Die Russen nahmen sich nur das Beste. Die minderwertigen Teile der geschlachteten Rinder, besonders die Innereien wie Leber, Herz usw. warfen sie weg. Diese Abfälle wurden in Lauf- und Schützengräben geworfen und mit Erde bedeckt. ... Wir Deutschen durften uns fast täglich - so viel wir wollten - von diesen Fleischabfällen holen.

Die russischen Soldaten kamen auch zu uns. Wir mußten ihre Wäsche waschen und erhielt dafür ... Brot und Lebensmittel. ...

1946 mußten wir ... nach Gumbinnen ziehen. Einige hundert russische Zivilisten hatten sich dort niedergelassen, und auch Deutsche hatten sich ... wieder eingefunden. Die Russen nahmen Wohnungen in den unzerstörten Häusern, und Deutsche, die man antraf, mußten das Feld räumen und sich eine andere Bleibe suchen. Manche Deutsche sind dauernd beim Umzug gewesen. ... In alten oder verfallenen Häusern, überall, wo sie glaubten, nicht von Russen vertrieben zu werden, hatten sie sich eingerichtet. In der Poststraße und in der Langen Reihe hausten 150 bis 200 deutsche Landsleute. In manchen Räumen hatten 3 bis 5 Familien zwangsläufig ein Unterkommen gefunden. ...

Anfang 1946 fand eine Registrierung der Deutschen statt, die jedoch nicht vollständig durchgeführt wurde. ... Solange sich noch nicht genug Zivilrussen in Gumbinnen angesiedelt hatten, waren wir Deutschen von den russischen Militär- und Zivilkommandanturen als Arbeiter gefragt. Die deutschen Männer und Frauen wurden mit Waschen, Aufwarten, Entrümpeln der Straßen und anderen Arbeiten beschäftigt. Wer Spezialist (Maurer, Maler, Schneider u.a.) war, wurde gesucht. ... Wer aber nicht mehr arbeiten konnte, wer nichts mehr zu verkaufen hatte, ... denen ging es sehr schlecht. Sie darften dahin, bis der Tod sich ihrer annahm. Die meisten sind an Entkräftung und Hungertyphus gestorben. ...

Wir haben uns sehr viel gegenseitig geholfen. Es war für alle schwer, die Zeiten des Hungers und der Kälte zu überstehen. Viele ... deutsche Landsleute sind den Strapazen des Elends erlegen. Ich selbst habe meinen Lebensunterhalt damit verdient, indem ich für die Verkaufsläden Brennholz beschaffte. Jeden Tag habe ich aus Hausruinen Holz geholt ...

Eine Verbindung mit der Außenwelt ... gab es im Jahre 1945 noch nicht. Wir wußten nichts und hörten nichts. 1946 kam dann die erste Post aus Deutschland. ... Es kamen viele sehr eigenartige Anfragen an die ... nicht mehr vorhandenen deutschen Behörden, wie Stadtverwaltung, Polizei, Amtsgericht usw. Und nicht nur Private, sogar deutsche Behörden aus Westdeutschland forderten Urkunden und Bescheinigungen an. Bei der Polizei fragte man, ob die Möbel ... noch wohlverwahrt wären, von der Kirchenverwaltung wollte man wissen, ob die Gräber betreut würden, und das Grundbuchamt sollte über gewisse Grundstücke und Ländereien Auskunft geben. ...

Ich bin über hundertmal in Litauen und Lettland gewesen. Es waren Bettelfahrten, die wir Deutschen ... unternehmen mußten, um unser Leben zu fristen. Wir fuhren ... natürlich schwarz in Personen- und Güterzügen. Wir standen auf den Trittbrettern oder legten uns flach auf das Dach der Personenzüge. Auf den Güterzügen versteckten wir uns hinter Eisen, Kohlen, Kisten und Ballen. Wir fuhren im Sommer, und wir fuhren im Winter bei 20 bis 25 Grad Kälte. Das Wasser lief uns aus den Augen, und unsere Hände und Füße froren. Es war nicht so einfach, bei dieser Kälte stundenlang fast ohne Bewegung durchzuhalten, bis unsere Station kam, wo wir meistens in der dunklen Nacht absprangen, um nicht das Zugpersonal oder die Miliz ... auf uns aufmerksam zu machen.

Wir mußten fahren. Entweder man hielt durch oder man ging vor die Hunde. Zu Hause war nichts zu essen, und viele warteten, daß man etwas mitbrachte. Die Fahrten waren ein Spiel mit dem Tode. Wen die russische Miliz fand, der wurde oft rücksichtslos vom fahrenden Zug

geworfen. Ich bin jedesmal - Gott sei Dank - reich beschenkt ... wieder zurückgekommen. Die Litauer und Letten haben uns geholfen, wo sie konnten. Trotz Verbote und drohender Verfügungen der Russen - Geldstrafen standen darauf und Ausweisungen nach Sibirien sollten stattfinden, falls Deutschen in Lettland und Litauen Verpflegung und Unterkunft gegeben wird - half man uns.

Immer wurden Mittel und Wege gefunden, uns zu helfen, wenn wir bittend vor ihrer Tür standen.

In den Jahren 1947/48 waren ständig etwa 1.000 Deutsche in Gumbinnen. ... Der größte Teil davon waren Landsleute, die aus anderen Orten Ostpreußens hierher gekommen waren. In den größeren Städten Königsberg, Insterburg und in anderen Städten wurde den Deutschen das Leben recht schwer gemacht. Wer es ermöglichen konnte, zog nach einer kleineren Stadt in der Nähe der litauischen Grenze. Hier lebte es sich durch die nähere Verbindung mit Litauen leichter. Wenn man von dort mit Hamsterrucksäcken kam, brauchte man nicht Insterburg oder gar Königsberg passieren, wo die Miliz besonders strenge Kontrollen durchführte.

Die Zivilrussen, die unsere Stadt bevölkerten, kamen aus allen Gegenden Rußlands. Sie kamen in einem Aufzug, der bei uns nur Kopfschütteln hervorrief. Zerlumpt, verdreckt stachen sie von uns Deutschen, die wir auch nicht mehr sehr gepflegt aussahen, recht merklich ab. Sie bezogen also die Häuser, die man uns vorenthielt. Oft brauchten sie für die ganze Familie nur einen Wohnraum, während in den anderen Räumen ihr Vieh und sonstige mitgebrachte Dinge untergestellt wurden. Mit der Zunahme der russischen Bevölkerung begann auch wieder ein wirtschaftliches Leben in Gumbinnen aufzukommen. Zum Verkauf von Lebensmitteln und allen anderen Bedarfsartikeln wurden Magazine bzw. Verkaufsläden aufgemacht. ... Für Rubel bekam hier jeder, was er brauchte.

Neben diesen staatlichen Verkaufsstellen gab es in Gumbinnen noch einen Schwarzen Markt. ... Hier verkauften die Zivilrussen ihre Erzeugnisse: Milch, Butter, Eier, Gemüse usw., und hier hat mancher Deutsche seine letzten Sachen verkauft, um sein Leben zu erhalten. Eine noch größere Verkaufsstelle dieser Art war der Schwarze Markt in Wirballen.

Hier kauften und verkauften Deutsche, Russen und Litauer. Aus ganz Ostpreußen kam man nach dort, um Sachen besser zu verkaufen und um Lebensmittel bedeutend billiger einzukaufen. Die Deutschen brachten z.T. eigene, z.T. gefundene oder ausgegrabene Sachen aus den Ruinen der Häuser und Gärten. Auf diesem Markt wurde alles angeboten: Forken, ... Haushaltsgegenstände, ... Bekleidungsstücke, ... Schuhe. Alles ging zu verkaufen und wurde von den Litauern gerne gekauft. Besonders gefragt waren landwirtschaftliche Geräte: Eggen, Pflüge, Wagenräder und Maschinen. Lieferanten dieser Sachen waren vielfach Deutsche von den Kolchosen, die sich für den Erlös Arbeitskleider kauften.

Die Litauer boten dagegen: Butter, Eier, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, alles wesentlich billiger als in den Städten Ostpreußens. Der Markt fand zweimal in der Woche statt. Es war stets ein Auftrieb von 150 bis 200 Bauernwagen. Ein Personenzug, ein sog. Arbeitszug, der morgens von Insterburg nach Wirballen und mittags wieder zurückfuhr, begünstigte den Einkauf in Wirballen.

Der Zug mit den 5 bis 6 Personenwagen und 2 bis 3 Güterwaggons war an Markttagen von Deutschen und Zivilrussen überfüllt. Oft ging es den Deutschen schlecht. Brauchte die russische Miliz (Polizei) Schnaps, nahmen sie den Deutschen ihre Sachen ab und vertrieben sie vom Markt. Auch auf dem Markt selbst mußten die Deutschen sehr aufpassen. Es wurde unheimlich viel gestohlen. Mit Rasierklingen wurden Taschen, Rucksäcke, oft auf dem Rücken des Trägers, aufgeschnitten. Neulinge kamen selten ohne Lehrgeld ab.

Im allgemeinen kümmerte sich der Russe um uns Deutsche nicht. Wir kamen nur dann und wann mit ihm in unsanfte Berührung, wenn er unsere Wohnungen, unsere Kleider oder andere Sachen brauchte, dann waren sie sein Eigentum. Wie wir lebten, ob wir hungerten, darboten,

verkamen oder starben, war ihm gleichgültig. ...

Ende 1947 wurde Fräulein G. (als Postverteilerin) entlassen. Die eingehende Post wurde danach auf einen Tisch im Postraum gelegt, und jeder konnte darin suchen und seine Post und die seiner Bekannten mitnehmen. Dabei ist sehr viel Post verlorengegangen und nicht an die richtige Stelle gekommen. Die Post war durchschnittlich 3 Monate unterwegs, bis sie in Gumbinnen den Empfänger erreichte. Aber nur ein Teil meiner deutschen Leidensgenossen war in der glücklichen Lage, Post zu erhalten. Die meisten waren ja irgendwo mit ihren Angehörigen, Verwandten und Bekannten auseinandergelassen. Es wußte oft ja keiner etwas von dem anderen.

Ich habe in der ersten Zeit sehr viel fremde Post von Bekannten erledigt und viele Schreiben beantwortet, die Anfragen nach Angehörigen enthielten. Später mußte ich dies einstellen, da mir das Papier und die Rubel für das Porto fehlten.

Als Anfang 1948 immer mehr Zivilrussen zuzogen, wurde ich nicht mehr gebraucht. Ich ging dann nach Litauen.

Und wie hat sich unser Leben bis dahin gestaltet? In kurzer Zeit wurden wir gezwungen, uns völlig umzustellen. Was uns früher unmöglich gewesen wäre, jetzt ging es. Der Fußboden war unser Bett, ein Mantel oder eine alte Decke unser Deckbett. Unsere Wäsche, unsere Kleider waren zerrissen, unsere Schuhe gingen auseinander. Zum Waschen und Rasieren fehlte uns die Seife. Die Haare beschnitten wir uns gegenseitig. Läuse, Wanzen und besonders Flöhe waren ständig mit uns und um uns. Mit allen Mitteln versuchten wir, uns selbst und, wenn es möglich war, auch unsere Unterkünfte sauber zu halten. Die aufdringlichen Gäste fanden sich immer wieder ein.

Wir besuchten uns gegenseitig, um uns auszusprechen und besonders um Pläne zu schmieden, wie man fortkommen konnte. Wir wollten unser Leben ja nicht beim Russen beschließen. Wir nahmen an Gebetsstunden teil, die in größeren Wohnungen abgehalten wurden. In unseren Gesprächen bei unserer Arbeit mußten wir vorsichtig sein, man konnte zu leicht auffallen. Dann waren wir bei Tag und Nacht nicht sicher. Die NKWD konnte jeden zum Verhör oder zur Untersuchung holen: "Du Spion, du Faschist?" ... Einige sind (von diesem Verhör) nicht wiedergekommen. ...

Es sind viele Deutsche für immer nach Litauen gegangen. Ich fand im Sommer 1948 noch sehr viele Deutsche: Männer, Frauen und Kinder, die bei litauischen Bauern Unterkunft und Arbeit gefunden hatten. Die Kinder hatten vielfach schon ihren deutschen Familiennamen vergessen. Es gab auch viele Fälle, wo Litauer deutsche Kinder adoptiert hatten. ... Viele, sehr viele Deutsche sind durch Litauer und Letten vor dem Hungertode gerettet worden.

Wir gedenken in tiefer Dankbarkeit dieser Hilfe. Wir werden sie nicht vergessen und wollen es auch unseren Nachkommen einprägen, wie Litauer und Letten uns in dieser Notzeit geholfen haben.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Tilsit von Juni 1945 bis November 1947

Erlebnisbericht der G. B. aus dem Kreis Pogegen im Memelland (x002/155-158: >>Noch Anfang Juni haben wir viele Tote, Soldaten, Freund und Feind, Kinder, alte Leute, zur letzten Ruhe gebettet. Wer kannte ihre Namen? - Auch viel Großvieh lag auf den Feldern umher, welches wir Frauen unter die Erde brachten. Ende Mai wurde (das) Vieh, das wir betreuten, nach Rußland getrieben, und wir waren ... arbeitslos, brotlos, schutzlos. ...

Im Februar 1946 wurde in Königskirch eine Kolchose eingerichtet. Nun schauten wir wieder etwas hoffnungsvoller in die Zukunft; denn Arbeit hieß für uns Brot und Schutz. Zunächst wurden alle deutschen Wohnungen nach Möbeln usw. durchsucht, und was ihnen am besten gefiel, wurde für den Direktor und die Genossen mitgenommen. Am Anfang erhielten wir keinen Lohn und nur etwas Verpflegung, die bei weitem nicht für uns ausreichte. ...

Im Mai 1946 kam dann Vieh aus Königsberg, und ich hatte das Glück, als Melkerin angestellt zu werden, (denn dort) war die Entlohnung besser als bei den Feldarbeitern, und man hatte die Möglichkeit, für die Familie Milch zu stehlen. Man mußte nur erfinderisch sein, um die Flaschen recht unauffällig zu verbergen; denn es war streng verboten, Milch mit nach Hause zu nehmen. Ich hatte mir 2 Feldflaschen besorgt, die ich in den Achselhöhlen verbarg. ... Fast alle Frauen trugen bei der Arbeit Männerhosen. Hosen waren überhaupt sehr praktisch zum Verbergen von "Diebesgut"; band man unten die Hosenbeine zu, so konnte man darin allerlei unterbringen: Zuckerrüben, Säckchen mit Hafermehl, Salz usw.

In der Königskircher Kirche, die ausgebrannt war, wurden Silos ausgemauert, in denen Futter für das Vieh eingestampft wurde. Dieses Futter bestand zum größten Teil aus grünem Kartoffelkraut, Disteln, Sonnenblumen und Rübenblättern. Im Pfarrhaus wurden in einem Zimmer die Kälber untergebracht. Später wurden dann in den Wirtschaftsgebäuden des Postgebäudes ... Kälberställe eingerichtet, in denen ausschließlich nur russische Frauen arbeiteten.

Im Juli 1946 erhielten wir die ersten Lebensmittelkarten. Leider aber nur die Arbeiter, die Alten und Kinder erhielten nichts. ...

Vom Oktober 1946 bis zum halben Februar 1947 gab es pro Tag und Arbeiter nur 300 g Brot, weiter nichts. Wer da nicht etwas Vorrat an ... Getreide besaß, litt Hunger.

Im Dezember des Jahres 1946 ging ich zum ersten Mal nach Birstonischken. Wenn mir jemand gesagt hätte, du wirst einmal von Königskirch über Tilsit nach Birstonischken und zurück auf Holzklumpen gehen, so hätte ich es als einen Scherz angesehen. Für diesen Gang erhielt ich von unserem Brigadier 3 Tage Urlaub, und so konnte ich mich einen ganzen Tag dort aufhalten.

In Tilsit sah ich mir den dort jeden Tag abgehaltenen Wochenmarkt (Basar) an, der von den im Memelland auf unseren Höfen lebenden Litauern beschickt wurde. Es gab alles, vom Ei angefangen bis zum kostbarsten Porzellan und Kristall. Diese von den russischen Offizieren sehr begehrten Artikel wurden von den Deutschen angeboten, die ihre vergrabenen Sachen hervorholten und verkauften, um sich für den Erlös Lebensmittel kaufen zu können.

... Unangefochten gelangte ich in Birstonischken an. Überall auf den Höfen saßen Litauer. Die Weiden und Äcker sahen ziemlich gepflegt aus; jedenfalls bedeutend besser als auf unserer Kolchose. Auf der Kolchose wurde nur ganz wenig Getreide angebaut, daß meistens mißrieth. Die fruchtbaren Weizen- und Kleeäcker lagen ungenutzt da. Kartoffeln, Tomaten, Gurken und Weißkohl gediehen sehr gut. ... In Birstonischken und Trakeningken war nichts zerstört.

Im Januar 1947 machte ich zum zweiten Mal den Weg (nach Birstonischken), um Kartoffeln zu kaufen. Vielleicht bekam man auch welche geschenkt? Ich hatte das Glück, von dem früheren Bauern Otto S., der ... als Tagelöhner bei den Litauern arbeitete, einen Zentner Kartoffeln für 190 Rubel zu erhalten. In Tilsit kosteten die Kartoffeln 600 bis 700 Rubel pro Zentner. Der Monatsverdienst betrug (damals) aber nur 250 bis 300 Rubel. Von einem litauischen Bauern erhielt ich sogar einen halben Zentner Kartoffeln geschenkt, auch etwas Brotmehl und Rauchfleisch. Nun fuhr ich glücklich mit 1 1/2 Zentnern Kartoffeln auf dem Handwagen nach Königskirch zurück.

Auf unserem Hof saß ... ein Litauer, der nicht einmal Roggen oder Kartoffeln angebaut hatte. Nur Zuckerrüben und Tabak, ebenso etwas Gemüse. Die 7köpfige Familie besaß nicht einmal eine Kuh. Wovon die Leute lebten, war mir ein Rätsel. Auch konnte ich es nicht begreifen, daß alle in einem Zimmer schliefen, sogar auf dem Fußboden, wo doch das Haus genug Räume hatte. Die Gebäude waren alle unbeschädigt, und es hätte nur kleinerer Reparaturen bedurft, um wieder ... wirtschaften zu können. ...

Im September 1947 wurde in Königskirch eine Schule eingerichtet. Die deutschen Kinder hatten bei einer deutschen Lehrerin Unterricht, mußten aber auch russisch lernen.

Im November 1947 ging der erste Transport von unserer Kolchose nach Deutschland ab. Nun

hatten wir alle nur noch einen einzigen Gedanken: "Wann können wir endlich fahren?" ...<<

Lebensverhältnisse im Kreis Gumbinnen von Mai 1945 bis zur Vertreibung nach Mitteldeutschland im November 1945

Erlebnisbericht der Lehrerin E. M. aus dem Kreis Gumbinnen in Ostpreußen (x010/215-217):

>>Bis zum Mai blieben wir im Lager, dann packten wir heimlich einen kleinen Handwagen und flohen aus dem Lager. ... Abgesehen davon, daß man uns noch einmal ausplünderte, kamen wir einigermaßen gut nach Hause. ... Senta - unser schöner Bernhardiner - lag irgendwo, halb vom Sand zugeweht. - Der Hof ... war planiert worden. - Das Insthaus war stehengeblieben, und so zogen wir dort ein. ...

In Heiligenwalde lag eine Garnison, die in straffer Zucht gehalten wurde, die Soldaten ließen uns in Frieden. Nur zu essen gab es kaum etwas. Wir pflanzten Kartoffeln und Gemüse, geerntet haben dann andere. ... In ... diesem Jahr (gab es) sehr viele Pilze, von denen wir uns nährten. Dann fanden wir eine vergessene Kartoffelmiete. ... Außerdem schlachteten die Russen ... fast täglich ein Rind, und wir durften die Eingeweide holen. ... Das hat uns ... vor dem Verhungern bewahrt.

Im ... August gingen wir Ähren schneiden; das Korn, das unsere Bauern 1944 gesät hatten, war ja noch aufgewachsen. Sogar ein wenig Weizen bekamen wir, allerdings ... war (es) verboten, ihn zu schneiden - die Russen aßen selbst sehr gern Weißbrot!

Je weiter der Sommer sich neigte, desto größer und furchtbarer wuchs das Gespenst des Winters vor uns auf. Wir waren noch 7 Personen – meine Schwester mit 3 Kindern, meine Tante mit ihrem Jungen und ich - und es war nicht möglich, genug Vorräte für uns zu sammeln. Die Reibereien mit den anderen Leuten des Dorfes wurden auch immer unerträglicher. ...

1.500 Menschen wurden in 3 Schlafräumen zusammengepfercht. (Es gab nur) einen Waschraum, der zumeist verschlossen war! Nach etwa 6 Tagen wies man uns auf einen Hof bei Lübz. ... Wir kämpften bitter ums tägliche Brot - wir nähten meistens nachts Puppen, da am Abend der Strom abgeschaltet war - und kämpften auch gegen die Läuse, die unsere "treuen Begleiter" geblieben waren. ...

Man muß wohl erst einmal so tief unten gewesen sein, um zu erkennen, wie unendlich groß doch die Zähigkeit eines jeden von uns ist. ... Wird dieses Unrecht wohl jemals einmal gerecht gesehen, geschweige denn auch nur zu einem kleinen Teil gesühnt werden? ...<<